

Local Hero

„Aus der Region“: Der Kauf lokaler Produkte und Dienstleistungen ist zum Hipsterbekenntnis geworden. Doch der **neue Provinzialismus** macht die Welt nicht besser, sondern unter Umständen nur dümmer

VON TOBIAS MOORSTEDT

Eigentlich trinkt ja kein Mensch mehr Bier, um einen Rausch zu bekommen. Nicht im Jahr 2016. Und es geht auch nicht mehr nur darum, den Durst zu stillen. Über die bitter-süßen Aromen von Hopfen und Malz legt sich stattdessen beim Trinken eine zweite, viel bedeutendere Informationsschicht. Der Geschmack wird umgewandelt in Sinnesdaten, die ins Gehirn schießen, sich dort zu einer vielschichtigen Botschaft verdichten und scheinbar Antworten geben auf die quälenden Fragen unserer Zeit: Woher komme ich? Wohin bin ich unterwegs? Vor allem aber – bin ich auf der guten Seite?

Der moderne Bier-Konsument kauft nämlich nicht bei den verhassten internationalen Großbrauereien, sondern demonstriert mit der Entscheidung beispielsweise für Ratsherren Pils („Gebraut in den Schanzhöfen“, also nicht nur in Hamburg), Giesinger Bräu („Drink local“) oder eines der unzähligen Craft-Biere aus einem gentrifizierten Hinterhof die eigene Verwurzelung in der Region. Die Flaschen sehen meist aus, als habe man sie im Antiquariat gekauft. Auf den Etiketten sind Wahrzeichen der unmittelbaren Produktionsumgebung oder nostalgisch-künstlerische Zeichnungen der Humulus-Pflanze im Stile Darwins zu sehen.

Wie aus „I love New York“ das Bekenntnis wurde: Ich liebe Ottensen

Der Bierboom berauscht sich notfalls selbst an einem Trend, der die nahe Herkunft und den lokalen Konsum feiert. Regionale Produkte wie Bärlauch, Mangold, Löwenzahn und Brennnessel erleben ein rasantes Comeback. Jeder Unternehmensberater träumt insgeheim davon, eine Eisdielen zu eröffnen, in der ausschließlich fermentierte Milch einer regionalen und so gut wie ausgestorbenen Rinderrasse verarbeitet wird. Sternköche entdecken das völlig zu Recht in Vergessenheit geratene Berliner Eisbein. Und der Umstand, dass ein Unterhemd auf der Schwäbischen Alb gefertigt wurde, gilt schon als ausreichender Beweis von Qualität und Stil.

Eine seltsame Koalition eint derzeit Konsum-Provinzialisten, Do-it-yourself-Pfans, Farm-to-Table-Gastro-Mogule, Manufaktum-Powershopper und TTIP-Gegner. Es ist natürlich gut, wenn immer mehr Menschen der sogenannten Wegwerf-Mentalität abschwören und wissen, dass knapp 15 Prozent der globalen Kohlendioxid-Emissionen durch den Gütertransport verursacht werden. Solange der Transport eines Kubikmeters Ware von China nach Europa nur 30 Euro kostet, kann die umweltökonomische Gleichung nicht aufgehen.

Andererseits ist auch Donald Trump ein Feind des Fernhandels und das macht den Trend dann doch auch verdächtig. Die Abneigung des neuen Konsum-Lokalpatrioten gegen alles Fremde und seine ostentative Liebe zur Heimat sowie zum Selbstgemachten unterscheidet sich tatsächlich kaum von den Gefühlen, mit denen Populisten spielen. Immer geht es im Hintergrund um die naive Kinderbuchvorstellung einer Welt ohne internationale Arbeitsteilung, in der die Menschen so gut wie keinen Handel treiben, sondern in kleinen Zellen und ganz autark für sich selbst sorgen.

Es gibt sie noch, die guten Dinge. Take your Country back. Make America great again.

Früher gab es in jeder Kleinstadt eine Boutique, in der „Mode aus Paris“ verkauft wurde. Das Warten auf die neueste Kollektion im Frühjahr und im Herbst, das kollektive, süße Entsetzen über die gewagten Schnitte und neuen Stoffe: All das war ein fernes Echo der existenziellen Verunsicher-



Der lokale Bier-Boom berauscht sich auch an dem Gedanken, auf der guten Seite des Konsums zu stehen und den verhassten Großbrauereien eins auszuwischen. Wäre die Welt so einfach, könnte man dazu sagen: Prost! FOTO: MAURITIUS IMAGES

ung und Verückung, die Leute in den Häfen des 15. Jahrhunderts ergriff, wenn die Segelschiffe aus fernen Ländern ankamen. Früher trugen die Leute gerne „I love New York“-Shirts, weil man sich so der eigenen Weltläufigkeit versichern konnte. Es war aber auch ein Bekenntnis zu Freiheit und Vielfalt. Im Jahr 2016 tragen die Menschen eher Sprüche wie „I love Ottensen“ oder „Made in Giesing“ nah am Herzen. Nun feiern sie die Stabilität, Bequemlichkeit und Überschaubarkeit ihres eigenen Kiezes. Doch den wiedererstarnten Provinzlingen darf das Feld nicht überlassen werden, denn sie machen die Welt nicht notwendigerweise besser, grüner oder gerechter. Es ist daher Zeit für ein Gegenprogramm, für den kosmopolitischen Konsumismus.

Das Lustigste an der Verkittung des direkten, also angeblich authentischen Lebensumfeldes ist, dass das Phänomen an so vielen verschiedenen Orten in identischer Weise auftritt. Ganz gleich ob man in Hamburg, Berlin, München, Paris oder Portland lebt, überall besinnen sich die Menschen auf ihre „Herkunft“. Es ist dann schon egal, ob es um Häkelblusen, Streuselkuchen oder Retro-Rennräder geht. Die Zutaten sind immer die gleichen: Die Handlungsanweisungen kommen von Oma und Opa, die Materialien aus der Region und der Look von einem mittelbegabten Designer um die Ecke. Ein Gin aus Seattle unterscheidet sich dann weder im Flaschensdesign noch im Flascheninhalt wesentlich von einem Gin aus dem Schwarzwald. Der Unterschied zwischen einem Whisky aus Bayern und einem Whisky aus Schottland wiederum ist, dass der Whisky aus Schott-

land sehr gut schmeckt. Kein Wunder, die Schotten haben über Jahrhunderte ihr Wissen angereichert und ihre Kunstfertigkeit perfektioniert. Das ist ja das Deprimierende am Provinzialismus: die nährische Vorstellung, alles selbst machen zu können, der im Grunde so arrogante wie ignorante Verzicht auf die Skills, Techniken und Ansprüche von Experten.

Die globalisierte Weltwirtschaft konfrontiert uns nicht nur mit chinesischen Gewürzen und Gemüsen, sondern auch mit heterogenen Lohnnebenkosten und Arbeitsschutzrichtlinien. Und es ist auch verständlich, dass der Mensch, wenn er sich bedroht fühlt, auf das Nahe und Vertraute setzt. Aber wohin sehnt man sich mit dem „Farm to table“-Dogma und dem patriotischen Lokalkonsumismus eigentlich zurück? In die Zeit der Jäger und Sammler?

Schon vor 15.000 Jahren wurden, in Südwestfrankreich am Fuß der Pyrenäen intertribale Messen abgehalten“, berichtet der Ethnologe Claude Lévi-Strauss, „dort verkaufte man Muscheln aus dem Atlantik und aus dem Mittelmeer und Werkzeuge aus Feuerstein nichtlokaler Herkunft“. Dass es bei dem nur scheinbar primitiven Warenaustausch nicht nur um materielle Bedürfnisse ging, sondern um kulturelle und soziale Fragen, erkennt man laut Lévi-Strauss daran, dass etwa die Indianerstämme Kaliforniens Handel betrieben, „nicht um Erzeugnisse des täglichen Bedarfs, sondern um Luxusartikel zu erwerben: Mineralien, Obsidian, Federn oder Muschelschnecken“. Der Warenaustausch über ferne Grenzen hinweg hat eine lange Tradition. Und wenn man Glück hat, dann fallen mit

den Handelsbeschränkungen auch ein paar Absperrgitter im Kopf. Voltaire schwärmte in seinem Gedicht „Le Mondain“: „Das Überflüssige, nicht zu entbehren / Verbindet jetzt die beiden Hemisphären / Unzählige schnelle Schiffe seht ihr froh / Von Texel abgehn, London und Bordeaux.“

Die Globalisierung ist gekommen, um zu bleiben. Ist das schlimm? Schon Karl Marx war in gewisser Weise fasziniert davon, wie das Kapital um den Erdball jagt – und man muss nicht Volkswirtschaftslehre studieren, um zu wissen, dass unser gewaltiger Wohlstand im Westen ein Ergebnis der internationalen Arbeitsteilung ist. Glaubt wirklich jemand, dass es einer Näherin in Bangladesch besser geht, wenn wir die Fabrik, in der sie arbeitet, schließen, um nur noch ökologisch, fair und nachhaltig in Prenzlauer Berg zu produzieren?

ANZEIGE

»DER TRANSPARENTE AVATAR IN IHREM KOPF«
Wie das Gehirn das bewusst erlebte ICH erzeugt
 Vortrag von Prof. Dr. Thomas Metzinger, Neuropilosoph. Im Anschluss: Gespräch mit dem Multimediakünstler Peter Kogler
Di, 18. Okt 19 Uhr
 ERES STIFTUNG | ERES Stiftung, 80801 München | www.eres-stiftung.de

„Wer die Globalisierung positiv gestalten will, darf sich nicht zurückziehen, sondern muss dafür kämpfen.“ Dieser Satz stammt von Thilo Bode, der die Anti-TTIP-Bibel „Die Freihandelslüge“ geschrieben hat. Bode ist Ex-Unternehmensberater, Ex-Greenpeace-Chef, ein NGO-Papst und Talkshow-Star. In den Vereinigten Staaten nennen sie ihn „the man who killed TTIP“. Bode müsste also den neuen Provinzialismus loben, aber am Telefon sagt er: „Ich bin Ökonom und erst einmal für den Freihandel. Ich bin nicht gegen die Globalisierung. Ich will eine andere Globalisierung.“

Eine Studie der Dienstleistungsgewerkschaft Verdi zeigt, dass wir nur zwölf Cent pro Kleidungsstück mehr bezahlen müssten, um die Näher in Bangladesch fair zu bezahlen. Bode hält es für wichtig, dass Konzerne Teil des Völkerrechts werden, damit sie im internationalen Wirtschaftsrecht nicht nur Rechte sondern auch Pflichten haben. „Es muss möglich sein, Konzerne zur Verantwortung zu ziehen, wenn in der Lieferkette gegen Gesetze verstoßen wird“, sagt Bode, das geschehe noch viel zu wenig. Denn noch sind Konzerne nur für ihre direkten Tochtergesellschaften verantwortlich, aber nicht für ihre Zulieferer und Partner. Bode zielt also nicht auf weniger Globalisierung, sondern auf eine **gerechtere** Globalisierung. So fordert er mehr Weltoffenheit und mehr Verständnis für komplexe Prozesse. **Die Moral-Mathematik „nah = gut“ ist zu simpel.**

Ein kosmopolitischer Konsument setzt sich fremden Dingen und Gedanken aus

Eine bessere Globalisierung ohne Kosmopolitismus ist allerdings nicht möglich. Das Prinzip geht auf die Antike zurück und bezeichnet eine Haltung, die den ganzen Erdkreis als Heimat ansieht. Der Kosmopolit, so die Germanistin Siegrid Thielking, ist eine Figur, die sich durch das „Belesene, das Interesse am anderen, dieses Faible für die Übersetzungskunst auszeichnet“. Statt um den Austausch von Gedanken, Briefen und Büchern könnte es aber ja auch um den Austausch von Waren und Gütern gehen.

Ein kosmopolitischer Konsument kauft demnach Oliven aus Marokko und nicht von einer Burn-out-Therapie-Farm im Breisgau. Ein kosmopolitischer Konsument weiß, dass Tomaten aus Spanien unter Umständen eine bessere Ökobilanz haben als heimisches Gemüse, denn das heimische Gewächshaus ist möglicherweise energieintensiver als der Transport. Und natürlich fährt ein kosmopolitischer Konsument nicht zwanzig Kilometer mit dem Auto, nur um beim Direktvertrieb eines tätowierten Aussteigerbauerns zwei Kilo erdverkrusteter Demeter-Kartoffeln zu kaufen. Ein kosmopolitischer Konsument will die besten Sardinen, die schnellsten Rennräder und die schönsten Krawatten, ist aber weit davon entfernt, es sich in seiner Best-of-WWWarenwelt gemütlich zu machen. Er liest das Kleingedruckte auf dem Preisschild und setzt sich für faire Produktionsbedingungen ein. Er stellt die eigenen Ansichten und Routinen auch mal infrage, bestellt Ameisen im Restaurant und fragt sich, ob ein balinesischer Sarong am Casual Friday eine mögliche Outfittenscheidung wäre. Ein kosmopolitischer Konsument setzt sich fremden Dingen und Gedanken aus, um sich weiterzuentwickeln, und er setzt sich gleichzeitig dafür ein, dass genau das auch Menschen an anderen Orten der Welt möglich ist.

Klar, das ist anspruchsvoll. Andererseits geht es ja darum, zur Abwechslung einmal nicht beschränkt und provinziell zu denken, sondern mindestens den Horizont in den Blick zu nehmen. Die Welt hat mehr zu bieten als das, was in die Gemüseliste von nebenan passt.

WILLI WINKLER

HEUTE

- Feuilleton**
Wie der 300 Jahre alte Friedhof für Ausländer in Rom zum Sehnsuchtsort wurde 13
- Literatur**
Die „Arisierung“ des Verlages S. Fischer, fast lückenlos rekonstruiert 14
- Forum**
Wenn Altnazis Recht sprachen: Viele Justiz-Opfer warten noch auf Rehabilitierung 15
- Wissen**
Ist Kaffee tatsächlich so gesund, wie neuerdings behauptet wird? 16

» www.sz.de/kultur

GEHÖRT, GELESEN, ZITIERT

Dylan und Biermann

Die Verleihung des Literaturnobelpreises an Bob Dylan hat eine Diskussion darüber entfacht, ob der Preis überhaupt eine angemessene Auszeichnung für einen Musiker sei. Konstituiert geschriebene Sprache nicht eine ganz andere Kunstform als gesungene Sprache? Eine ähnliche Debatte wurde in Deutschland im Jahr 1991 geführt, als der renommierteste Preis für deutschsprachige Literatur, der Bchnerpreis, an den Liedermacher Wolf Biermann verliehen wurde. In seiner Laudatio ließ der Kritiker Marcel Reich-Ranicki keine Zweifel aufkommen, dass Biermann den Preis auch als Liedermacher verdient habe:

„Seine Kunst wirkt nicht vereinigend, sie spaltet das Publikum. Und die Kritik? Oft bereitet er den Redaktionen Kummer. Wer soll denn darüber schreiben? Der Literaturkritiker will nicht recht, das sei doch etwas für den Musikkritiker; dieser wiederum meint, dessen sollte sich der Kollege annehmen, der für Unterhaltung und Kabarett zuständig sei. Einer schiebt es auf den anderen ab. Weshalb? (...) In Biermanns Werk bilden sie eine Einheit – die Musik und die Literatur, die Poesie und die Prosa. Viele seiner Verse haben jenen kräftigen prosaischen Ton, der aus der Werkstatt eines anderen stammt, der ihn auch nicht erfunden, wohl aber bis zur Vollkommenheit entwickelt hat – aus der Werkstatt Bertolt Brechts.“ LULA

NACHRICHTEN

Neues von Gurlitt

Unbekannte Dokumente der beiden prominenten NS-Kunsthändler Hildebrandt Gurlitt und Alois Böhmer sind beim Abriss eines Holzhauses in Güstrow in Mecklenburg-Vorpommern aufgetaucht. Das berichtet die *Schweriner Volkszeitung*. Die Briefe aus den vierziger Jahren gaben Auskunft über den Handel mit der von den Nationalsozialisten als „entartet“ diffamierten Kunst, sagte der Geschäftsführer der Ernst-Barlach-Stiftung, Volker Probst, dem die Briefe vom Besitzer des Hauses zur Auswertung übergeben wurden. Hildebrandt Gurlitt ist der Vater von Cornelius Gurlitt. Mit Alois Böhmer gehörte er zu den vier Händlern, die „entartete“ Kunst zur Devisenbeschaffung im Ausland verkauften. In den Briefen bemüht sich Gurlitt bei Böhmer, einem Freund von Barlach, um den Kauf mehrerer von dessen Werken. DPA

Gegen US-Polizeigewalt

Der Sänger und Schauspieler Harry Belafonte, 89, will mit dem Kurzfilm „Against the Wall“ auf die Polizeigewalt gegen Schwarze in den USA aufmerksam machen. In dem Schwarz-Weiß-Clip, der im Internet zu sehen ist, sind Fernsehberichte und Polizeifunkgespräche zu hören, in denen es um die Gewalt und Ermordung von Schwarzen durch Polizisten geht. Dabei stellen prominente Afroamerikaner wie Michael B. Jordan („Creed“) und Danny Glover („Lethal Weapon“) eine Verhaftung nach. Wir „rufen alle dazu auf, hinzuschauen, zuzuhören, ihrem Herz zu folgen und zu handeln“, sagte Belafonte dem *Hollywood Reporter*. DPA

Berlin ehrt Ilma Rakusa

Ilma Rakusa wird mit dem Berliner Literaturpreis ausgezeichnet. Die 1946 in der Slowakei geborene Autorin sei eine maßgebliche Stimme der mitteleuropäischen Literatur, teilten die Stiftung Preußische Seehandlung und die Freie Universität Berlin zur Begründung mit. Rakusas Erzählungen und Gedichte spiegelten auf sensible und poetische Weise die kulturelle Vielfalt Europas wider. Der Preis ist mit 30.000 Euro dotiert. Damit verbunden ist eine Gastprofessur für deutschsprachige Poetik an der Freien Universität. Die Auszeichnung wird am 20. Februar von Berlins Regierendem Bürgermeister Michael Müller (SPD) überreicht. DPA

Beethoven überrollen

Chuck Berry, der Mann, der den Rock'n'Roll in die Welt brachte und sie damit verzauberte, wird 90 Jahre alt

Das Lied vom Landei, das groß rauskommt mit einer Gitarre wie Glockenläuten, der Name riesengroß in der Leuchtreklame, ist ein einziger Betrug. Der „country boy“ Johnny B. Goode sollte zunächst ein „colored boy“ sein, aber ein Farbiger durfte nicht auftreten im weißen Radio der Fünfiger. Sein Biograf Charles Edward Anderson „Chuck“ Berry stammte auch gar nicht aus dem hinterwäldlerischen Louisiana wie der Bursche aus der primitiven Holzhütte, den er nach diesem fantastischen Intro vorstellt, sondern wurde 1928 in der ehemaligen Weltstadt St. Louis geboren, wuchs weit weg von gospelbetriebenen Baumwollplantagen auf und erhielt als Sohn eines Baptistenpredigers sogar einen gründlichen Schulunterricht. In den Country Club durfte sein Vater aber nur, wenn er die Dielen ausbesserte oder die Fenster reparierte. Schwarze waren damals noch immer bessere Sklaven.

Als er zu einem Auftritt in den Südstaaten erschien, wurde Chuck Berry abgewiesen: ein Schwarzer, der über einen strammen Hillbilly sang? Nicht im Reich der Konföderiertenflagge, nicht dort, wo 1958 noch immer der Ku-Klux-Klan mitregierte. Selbst im Jahr 1985 noch wurde Berry von den Weißen enteignet: Da spielte Michael J. Fox in „Zurück in die Zukunft“ die Riffs von „Johnny B. Goode“ und beein-

druckt seine schwarzen Begleitmusiker damit so sehr, dass einer von ihnen seinen „Vetter“ Chuck anruft, um ihn auf diesen „neuen Sound“ hinzuweisen. Für's Geschichtsbuch: Chuck Berry und niemand sonst hat ihn erfunden, den Grundwortschatz des Rock'n'Roll.

Was immer Musikologen vom Einfluss englischer Balladen und afrikanischer Gesänge erzählen, von Bill Haley und Elvis raunen, von Jazz und Blues und sonst from-



Unabhängigkeitserklärung aus dem Reich der Jugend: Chuck Berry 1980. FOTO: AP

mem Sang, es war Chuck Berry, der den Rock'n'Roll in diese irdische Welt brachte und sie mit einem Schlag verzauberte. Er wusste von der Langeweile in der Schule, von der Jukebox, in die danach das Geld wanderte, vom Tanzen am Freitagabend, überhaupt vom Herzeleid der Teenager. Griffiger als jeder Kurzgeschichtenautor konnte er Porträts entwerfen wie das von dem jungverheirateten Paar, das sich vom Kühlschrank bis zum Auto seine Konsum-

wünsche erfüllt, oder von der süßen Sechzehnjährigen mit ihrer Autogrammsammlung. Dazwischen kam die Kampfansage, eine Unabhängigkeitserklärung aus dem Reich der Jugend, das es mit erfand: „Roll Over Beethoven“.

Aber so ist das in dieser Welt: Den einen hilft Helmut Schmidt auf die Sprünge, den anderen, und es sind nicht unbedingt die Schlechteren, der schwarze Sänger Chuck Berry. Vom Alter sind sie gar nicht so weit auseinander, Schmidts „Scheißkrieg“ ist dazwischen, der ihn zum Oberleutnant avancieren ließ und später zum Generalbefehlshaber deutschen Geistes. Chuck Berry blieb immer Zivilist und der Lyriker der unverwundlichen Jugend, die keiner großen Welterklärung bedurfte. Er konnte einen trösten mit seinen Balladen: Als Rüdiger Vogler in Wim Wenders' Film „Alice in den Städten“ ziellos durchs Ruhrgebiet schnürt, landet er in einem Konzert von Chuck Berry. Mit anderen sitzt er vor der Bühne, von der „Memphis Tennessee“ kommt mit dieser Marie, die dem Sänger so fehlt. Nichts verbindet sie, den schwarzen Musiker aus den USA und den weißen Deutschen, aber beim Solo beginnt Vogler, der musterdepressive Schauspieler der Siebziger, mit einem Mal zu strahlen. Ob die Welt dem Sänger je genug gedankt hat für diese Zauberkraft?